

Rezensionen

Museen im virtuellen Zeitalter

Werner Schweibenz: Vom traditionellen zum virtuellen Museum: die Erweiterung des Museums in den digitalen Raum des Internets. – Frankfurt am Main: DGI, 2008. – 278 S.: Ill. – (DGI-Schrift Informationswissenschaft; 11). – ISBN 978-3-925474-64-4: EUR 25,00 Schutzgebühr, Sonderpreis für DGI-Mitglieder EUR 20,00.

In seinem Werk beschäftigt sich Werner Schweibenz mit einem Themenfeld, das die Museen zunehmend umtreibt: ihre Repräsentanz im Internet und die Richtung, in die sie fortentwickelt werden sollte. Die Antwort von Schweibenz ist die Weiterentwicklung des traditionellen zum virtuellen Museum, das „auf der Basis von publikumsbezogen aufbereiteter digitaler Museumsinformation Ideen und Bedeutungen an heterogene Benutzergruppen“ (S. 156) vermittelt. Durch Vermittlungsformen, die „eine selbstgesteuerte Bedeutungsproduktion“ (S. 157) ermöglichen (wie z. B. das „digital story telling“), sollen die virtuellen Besucher „eigenständige Erfahrungen“ (S. 156) machen können, indem sie nicht nur rezipieren, sondern selbst aktiv werden.

Mit diesem (als Arbeitsdefinition formulierten) Ansatz sind die Museen, nach Schweibenz, gut aufgestellt, um sich in der Informationsgesellschaft als besondere Einrichtungen zu positionieren: Indem sie sich der neuen Formen für die Vermittlung kultureller Inhalte im Internet bedienen (Schweibenz meidet die Bezeichnung „Web 2.0“), können sie ihren Konkurrenten auf dem Freizeitmarkt etwas substanziell anderes entgegenstellen und durch eine konsequente Weiterentwicklung der Besucher- und Serviceorientierung neue Interessentengruppen für sich gewinnen.

Auf dem Weg zum virtuellen Museum kann man unterschiedliche Entwicklungsstadien der Museumsrepräsentanzen im Internet unterscheiden, für die Schweibenz deduktiv Kategorien entwickelt hat: das „Broschürenmuseum“, das „Inhaltsmuseum“, das „Lernmuseum“, das „Online-Museum“ sowie die „Gedächtnisinstitution“ (ohne den Zusatz „virtuell“ ist diese Bezeichnung allerdings ungeeignet, da sie traditionell bereits anders belegt ist). In der „Gedächtnisinstitution“ entfaltet sich nach Schweibenz das Potenzial des virtuellen Museums im Internet voll, indem digitale Sammlungen von Museen, Archiven und Bibliotheken in virtuelle Angebote integriert werden, die heutige Ansätze zu Domänen übergreifenden Portalen an Intensität der Vernetzung

und Einladung zum explorativen Erkunden um ein Vielfaches übertreffen werden. Die Übergänge zwischen diesen Stufen beschreibt er in einem Kontinuummodell, das die Zunahme digitaler Inhalte, zunehmender Vernetzung und Virtualität umfasst (vgl. S. 164).

Unabhängig davon, ob ein traditionelles Museum sich als Weiterentwicklungsoption für das „Erweiterungsmodell“ (die Erweiterung des physischen Museums im digitalen Raum des Internet, vgl. S. 139) oder für das „Separationsmodell“ (vollständige Trennung von virtuellem und traditionellem Museum, s. S. 140f.) entscheidet, wird es sich in jedem Fall mit zahlreichen Problemfeldern beschäftigen müssen: die Digitalisierung von Museumsinformation zieht die Wahl von Metadatenstandards und die Auseinandersetzung mit Nutzungs- und Verwertungsrechten gemäß dem Urheberrecht nach sich (was das Entstehen virtueller Museen in seiner jetzigen Form stark behindert) und wirft Fragen der Langzeitarchivierung digitaler Museumsinformation auf. Doch auch allgemeine Anforderungen an die Internetpräsentation wie Barrierefreiheit und Benutzerfreundlichkeit sind für das virtuelle Museum von verstärkter Brisanz. Und schließlich stellt sich die Frage, ob die von Museen im Internet präsentierten kulturellen Inhalte nach dem Prinzip des ‚Open Access‘ frei zur Verfügung gestellt oder ob sie kostenpflichtig auf dem Informationsmarkt angeboten werden.

Schweibenz wirft jedoch nicht nur Probleme auf, sondern sucht auch nach Lösungen und Anregungen, wie die Museen den Weg in die virtuelle Welt leichter meistern können. Dazu gehört der Hinweis auf die Qualitätskriterien der Minerva-Projekte oder methodische Ansätze der Zielgruppenoptimierung von Webauftritten.

Was die Arbeit von Schweibenz auszeichnet, ist nicht nur das Aufzeigen einer möglichen Entwicklungslinie vom traditionellen zum virtuellen Museum, sondern auch die grundlegende Reflexion der Problemfelder, die diese Entwicklung aufwirft und die an die Grundfesten der Definition und des Verständnisses von „Museum“ rühren. Durch die definitorischen Leistungen, den umfassenden Ansatz und die Fülle eingearbeiteter relevanter Fachliteratur hat sein Buch das Potenzial, zu einem Standardwerk zu werden. Umso mehr lohnt es sich, zentrale Positionen und Thesen, die Schweibenz vertritt, genauer zu

beleuchten. Hier können nur einzelne Aspekte angerissen werden, jedes der neun Kapitel bietet für sich allein Stoff für Kontroversen.

Das virtuelle Museum steht in vielen grundlegenden Aspekten im Gegensatz zum traditionellen Museum, das Schweibenz als objekt- und kuratorenorientiert beschreibt (vgl. S. 239). Ihre Machtposition der Interpretationshoheit (S. 24) nutzend, räumen diese den Besucherinnen und Besuchern nur eine Rolle als passive Konsumenten ein. Diese Quintessenz der Ausführungen, die Schweibenz mit zahlreichen Zitaten aus Publikationen und Studien aus den USA, Großbritannien und Deutschland detailliert begründet und durch publizierte Beispiele untermauert, bietet Sprengstoff für die Diskussion in Museen: Einerseits benennt er Charakteristika des traditionellen Museums, gegen die nun schon mehrere Generationen von Museumsfachleuten¹ Sturm laufen. Andererseits macht die konzentrierte Darstellung der Argumente die Arbeit angreifbar, weil unterschiedliche Fälle nicht genügend ausdifferenziert werden: So ist es ein großer Unterschied, ob man die politisch-ideologische Beeinflussung in einer Ausstellung kritisiert (vgl. die „Enola-Gay-Kontroverse“ in Kap. 2.3) oder den systemstabilisierenden, einen bildungsbürgerlichen Kanon vermittelnden Charakter von Museen (vgl. S. 25). Schweibenz weist zu Recht darauf hin, dass Objekte nicht für sich selbst sprechen und genau deshalb haben Kuratorinnen und Kuratoren die Aufgabe, sie und ihren ‚Kontext‘ interpretierend zu vermitteln. Seine Kritik, dass diese Vermittlung aus einer ‚autoritären‘ Haltung erfolge, derzufolge der Kurator bzw. das Museum über die „einzige richtige(n) Interpretation“ (S. 27 ff.) verfüge und diese dem Publikum zum Konsum darböte, mag teilweise berechtigt sein. Doch gibt es seit Jahren in Deutschland intensive Bemühungen der Einbeziehung von Zielgruppen in die Ausstellungsplanung und Beispiele praktischer Anwendung (bei denen sich bspw. gerade die ethnologischen Museen hervortun), die Schweibenz nicht ausreichend berücksichtigt.

Zu Recht weist der Verfasser darauf hin, dass unterschiedliche Perspektiven und Sichten auf die Sammlungsobjekte oder dargestellte Zusammenhänge geeignet erscheinen, bei den Besuchern die Bildung einer eigenen Meinung, die „Bedeutungsproduktion“ und damit das Entstehen von Wissen zu fördern. Doch stellt sich die Frage, ob dieser Anspruch auf alle Museumsgattungen, Museumstypen und Ausstellungsthemen gleichermaßen anwendbar ist. Es gibt eben nicht „das“ Museum – und da der Verfasser angibt, sich vorrangig auf Kunstmuseen beziehen zu wollen, wirkt der Beispiel-Mix aus diversen Museumsgattungen nicht immer überzeugend.

Ebenso wenig wie „das“ Museum gibt es „die“ museale Vermittlung – auch bei diesem Themenkomplex wäre eine stärkere Differenzierung wünschenswert: So geht Schweibenz auf die personale Vermittlung, die in der praktischen Museumsarbeit einen großen Stellenwert einnimmt, nicht näher ein. Doch gerade hier, im Gespräch mit den Besucherinnen und Besuchern, wird in der traditionellen Museumsarbeit die Möglichkeit, auf die Besucher einzugehen, intensiv genutzt. Über die Verbesserung der „Publikumsansprache“ hat es in den letzten Jahren eine intensive Auseinandersetzung mit zielgruppenspezifischen Vermittlungsansätzen gegeben, die eine stärkere Einbeziehung und Aktivierung der Besucher zum Ziel haben. Diese Diskussion wird bei Schweibenz nicht angemessen berücksichtigt. Dass diese Ansätze zur Besucherorientierung und -einbeziehung mittlerweile im Museumsalltag angekommen sind, zeigt nicht nur die Formulierung entsprechender Standards in der 2006 vom Deutschen Museumsbund und ICOM Deutschland herausgegebenen Schrift „Standards in Museen“², sondern beispielsweise auch die vom Bundesverband Museumspädagogik herausgegebene Zeitschrift „Standbein – Spielbein“.³

Die Besucherorientierung birgt jedoch auch Probleme, wie Schweibenz selbst erkennt: So erfordert die von ihm besonders hervorgehobene Form der Narration (das „digital story telling“), die vom Publikum offenbar gut angenommen wird, eine starke Lenkung und Einschränkung der Interaktionsmöglichkeiten (vgl. S. 239), was im Widerspruch zu den eingeforderten Mitgestaltungsmöglichkeiten der Nutzerinnen und Nutzer virtueller Museen steht. Dennoch ist Schweibenz zuzustimmen, dass das Ringen um Besucherorientierung durch kompetente Hilfestellung seitens des Museums zur Ermöglichung von Wissenserwerb durch die Besucherinnen und Besucher zwischen „autoritärer Lenkung“ und aktiver Einbeziehung des Publikums konsequent fortgesetzt und mit intensiver Besucherforschung unteretzt werden muss.

Für die Informationsgesellschaft diagnostiziert Schweibenz einen Paradigmenwechsel vom Objekt zur „Museumsinformation“, also zur Information über die Musealien, ihre Herkunftskontexte, ihren musealen „Kontext“ und ihre wissenschaftliche Erschließung. Dies deckt sich mit Aussagen aus dem Kreis des Deutschen Museumsbundes (DMB) und Forderungen der „Standards für Museen“ von 2006, sowie zunehmenden, wenn auch noch nicht befriedigenden Aktivitäten der Museen (soweit sie sich in Berichten auf einschlägigen Tagungen wie der der Fachgruppe Dokumentation im DMB niederschlagen⁴).

Allerdings spitzt Schweibenz die Argumentation zu, indem er propagiert, dass die Information wichtiger werde als die Objekte und diese in den Hintergrund dränge (vgl. z.B. S. 111). Dem ist nicht zuzustimmen, denn die Objekte „erden“ die Museumsarbeit immer wieder aufs Neue, indem sie die Überprüfung von wissenschaftlichen Aussagen oder historischen Thesen ermöglichen. Natürlich hat Schweibenz Recht, dass sie ihre Funktionen umso besser erfüllen können, je umfassender sie dokumentiert sind. Doch die Objekte und ihre begleitende Information gegeneinander ausspielen zu wollen, wäre fatal. Das Problem besteht gerade darin, dass die traditionellen Aufgaben des Museums bezüglich des Aufbaus und der Pflege der Sammlungen physisch vorhandener Objekte (und ihrer Dokumentation) nicht vernachlässigt werden dürfen, sondern dass die neuen Aufgaben bei der Entwicklung des virtuellen Museums noch hinzukommen.

Die zentrale Rolle der Museumsdokumentation für das Informationsmanagement im Museum gewinnt im Zusammenhang mit dem virtuellen Museum zusätzlich an Bedeutung, weil dieses neben digitalisierten Abbildungen von Objekten vor allem von zielgruppenspezifisch aufbereiteter Museums(-Fach-)information lebt.

Die Forderungen nach adäquater Dokumentation in deutschen Museen und das lange – immer noch nicht befriedigend gelöste – Ringen um eine effiziente Infrastruktur für die Museumsdokumentation in Deutschland, werden von Schweibenz deutlich herausgestellt (vgl. S. 181). Er betont zu Recht die Notwendigkeit der Standardisierung in der Dokumentation und vor allem die Nutzung von Normdaten, da Kompatibilität und von terminologischen Ressourcen gestützte, Bestände übergreifende Suche zu den Grundvoraussetzungen weitergehender Vernetzung digitaler Bestände im virtuellen Museum gehören. Zu Recht hebt Schweibenz den Fortschritt bei der Nutzung kontrollierten Vokabulars durch die Zusammenarbeit verschiedener Gruppen in der Initiative „museums vokabular“ hervor.⁵ Allerdings gibt es aufgrund der Diversität der Musealien⁶ immer noch einen großen Bedarf an systematisch strukturierten, inhaltlich ausdifferenzierten terminologischen Ressourcen und an (Methoden und Tools zur Erstellung von) Crosskonkordanzen zwischen existierendem Normvokabular aus der Museums- und der Bibliothekswelt oder anderer Wissenschaftszweige und Fachinformationseinrichtungen. Außerdem stellt die Historizität von Daten über Sammlungsobjekte eine besondere Herausforderung dar, wie beispielsweise die parallele Verwendung historischer und zeitgenössischer Ortsnamen zeigt. So gibt es bspw. nicht eine terminologische Ressource für

Ortsnamen, die allen Anforderungen genügen würde, und die Verknüpfung vorhandener Vokabulare würde Kompatibilitäts- und Lizenzfragen aufwerfen. Noch ein weiterer Punkt wird von Informationsspezialisten außerhalb des Museumsbereichs oder von Informatikern oft unterschätzt und findet auch bei Schweibenz keine Berücksichtigung: Normalisierung von Museumsdaten darf nicht ohne genaue Prüfung vorgenommen werden, da immer die Gefahr besteht, dass mit einer „krausen“ Formulierung differenzierende oder historisch wertvolle Information vernichtet wird.

Es ist Schweibenz daher zuzustimmen, dass neben einer effizienten Infrastruktur für die Museumsdokumentation in Deutschland auch Fachleute benötigt werden, die fachlich für die wissenschaftliche Bestimmung der Objekte ausgebildet sind, adäquates Sammlungsmanagement organisieren können und darüber hinaus befähigt sind, Informationsmanagement im Hinblick auf die Nutzung der Daten für die zahlreichen Aufgaben der traditionellen Museumsarbeit⁷ wie auch im Hinblick auf die Entwicklung eines virtuellen Museums zu betreiben.

Schweibenz fordert eine stärkere Verbreitung von Lehrinhalten der Museumsdokumentation auch in den Wissenschaftsdisziplinen, die in Museen eine Rolle spielen. De facto wäre aber die systematische Berücksichtigung der Museumsdokumentation in der Volontärsausbildung angehender Kuratorinnen und Kuratoren von vorrangiger Bedeutung. Die Volontärsausbildung ist in Deutschland nicht einheitlich geregelt und sie ist ein stark diskutiertes Thema im Deutschen Museumsbund.⁸ Schweibenz' Information, dass es „Hochschulstudiengänge für Museumsdokumentation“ (S. 183) gäbe, ist so nicht richtig, denn der in der IWP 53 (6) 2002 genannte Studiengang in Stuttgart existiert nicht mehr und die beiden anderen Studiengänge entsprechen den bereits vorher genannten Studiengängen für Museumskunde in Berlin⁹ und für Museologie in Leipzig¹⁰ (vgl. S. 183), die in der Tat Museumsdokumentation vermitteln.

In dem für Museen sehr aufschlussreichen Kapitel 7, „Probleme und Potenziale des virtuellen Museums“, betont Schweibenz zu Recht die Bedeutung von Metadaten für die Nutzung von Museumsinformation für virtuelle Museen. Er beklagt den Rückstand der Museen gegenüber den Bibliotheken mit ihren standardisierten Austauschformaten und rekurriert, unter Verweis auf (veraltete) Projekte aus dem Museumsumfeld (CIMI, Amico), auf Dublin Core. Dies könnte sich als folgenreicher Fehler erweisen, denn 2006 ist das Conceptual Reference Modell (CRM)¹¹ als Ontologie für den Kulturerbebereich von der ISO

standardisiert worden. Das zugrunde liegende Datenmodell ist „event-zentriert“, d.h. Angaben zu Personen, Orten oder Datierungen sind immer an Handlungen gebunden. Das CRM ist auf Dublin Core abbildbar, aber andersherum ist aus der flachen Struktur von DC Simple die reichere Information des CRM nicht mehr herstellbar. Deshalb gibt es auch zurzeit Bestrebungen, das aus der Fachgruppe Dokumentation im DMB heraus entwickelte Austauschformat *museumdat*¹² mit dem in den USA eingesetzten, Dublin-Core-kompatiblen, Austauschformat CDWA-lite zu harmonisieren.¹³ Seit 2006 wird auf der Tagung der Fachgruppe Dokumentation und der CIDOC-Jahrestagung regelmäßig über *museumdat* informiert. Es ist also wichtig, dass auch bei den virtuellen Museen *museumdat* als Austauschformat genutzt wird.

Damit soll diese kritische Würdigung des Werkes von Werner Schweibenz beendet werden – auf den 244 Seiten gibt es zahlreiche weitere Aussagen, die zum Streitgespräch herausfordern. Die mit Zitaten und Verweisen gespickte Arbeit ist eine Fundgrube für alle, die sich über dieses bisher noch nirgendwo so systematisch aufgearbeitete Themengebiet informieren wollen. Mit einem Literaturverzeichnis von 30 Seiten eignet es sich auch als Bibliografie zu dem breit gefächerten Themenspektrum. Der systematische Aufbau erleichtert den Überblick. Allerdings ist die Kapitelstrukturierung mit einer Einleitung, einer Übersicht der Unterkapitel und einer Zusammenfassung am Ende eher auf eine Online-Publikation hin ausgelegt; die Printversion leidet unter der Redundanz.

„Vom traditionellen zum virtuellen Museum – die Erweiterung des Museums in den digitalen Raum des Internets“ von Werner Schweibenz ist ein wichtiges Buch, das grundlegende Fragen zur Rolle und zum Angebot von Museen in der Informationsgesellschaft aufwirft, divergierende Positionen benennt und mögliche Entwicklungsperspektiven aufzeigt. Nachdem sich der Deutsche Museumsbund auf seiner Jahrestagung 2008 mit „Museen und Informationsgesellschaft“ beschäftigt hat, kommt die Publikation zur rechten Zeit. Dem Werk ist eine große Leserschaft und eine lebhaft diskutierte Diskussion zu wünschen.

(Regine Scheffel – HTWK Leipzig,
Fachbereich Medien)

1. Fachleute aus den in Museen vertretenen Fachwissenschaften, aus Museumspädagogik, Besucherforschung, Management und Museumsdokumentation. Als Einstiegspunkte, um sich in die jeweiligen Diskussionen einzuarbeiten, können die Sites der Fachgruppen des Deutschen Museumsbundes (<http://www.museumsbund.de/cms/index.php?id=5&L=0&STIL=0> [letzter Zugriff: 26.03.2009]) sowie der internationalen Fachkomitees von ICOM (<http://icom.museum/internationals.html> [letzter Zugriff: 26.03.2009]) genutzt werden.
2. http://www.museumsbund.de/cms/fileadmin/geschaefts/dokumente/varia/Standards_fuer_Museen_2006.pdf, S. 20/21 [letzter Zugriff: 26.1.2009].
3. <http://www.museumspaedagogik.org/standbein/standbein.php4> [letzter Zugriff: 26.03.2009].
4. Beispielsweise im Programm der Herbsttagung der Fachgruppe Dokumentation 2008, <http://www.museumsbund.de/cms/index.php?id=823&L=0&STIL=0> [letzter Zugriff: 26.03.2009].
5. Partner von *museums vokabular* sind beispielsweise die Landesstellen für die Museumsbetreuung in Bayern und Westfalen, das Institut für Museumsforschung, das Zuse-Institut für Informationstechnik Berlin sowie weitere Einrichtungen und Projekte, siehe <http://museum.zib.de/museums vokabular/index.php?main=about&ls=9&co=we&ln=de> [letzter Zugriff: 26.03.2009].
6. Musealien können alle vom Menschen gemachten Gegenstände sein, aber auch das immaterielle Kulturerbe wie z.B. Erzählungen, Lieder, Tänze oder Handwerkstechniken sowie alle Naturobjekte.
7. Z. B. für Ausstellungen, museumspädagogische Arbeit oder Öffentlichkeitsarbeit inkl. Webauftritt.
8. Für nähere Informationen siehe Arbeitskreis Volontariat im Deutschen Museumsbund: <http://www.museumsbund.de/cms/index.php?id=48&L=0&STIL=0> [letzter Zugriff: 26.03.2009].
9. Der Studiengang Museumskunde an der FHTW in Berlin ist übrigens ein Produkt des wiedervereinigten Deutschlands und nicht der DDR, <http://www.fhtw-berlin.de/Studium/Studiengaenge/Studiengang.html?courseID=814> [letzter Zugriff: 26.03.2009].
10. Der Studiengang Museologie an der HTWK Leipzig hat sich gerade auch im Hinblick auf IT-gestützte Museumsdokumentation stark von seinen Fachschulvorgängern in der DDR emanzipiert, <http://www.fbm.htwk-leipzig.de/studiengaenge/museologie.html> [letzter Zugriff: 26.03.2009].
11. Conceptual Reference Modell (CRM), ISO 21127:2006, siehe <http://cidoc.ics.forth.gr/>, [letzter Zugriff: 26.03.2009].
12. Kurzinformation über *museumdat*: <http://museum.zib.de/museumdat/museumdat-info-de.pdf>; Spezifikation von *museumdat* Version 1.0: <http://museum.zib.de/museumdat/museumdat-v1.0.pdf> [letzte Zugriffe: 26.03.2009].
13. http://museum.zib.de/museumdat/cdwalite_and_museumdat.pdf [letzter Zugriff: 26.03.2009].